

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 10

Artikel: Der Zug nach der Stadt [Fortsetzung]
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573275>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Zug nach der Stadt.

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Stm Flur traf Regina den Vater, und rasch entschlossen sprach sie zu ihm: „Herr Dr. Hoyer will mit dir reden, Vater, bald, so glaube ich.“

„Ist es dir Ernst, Kind?“ fragte er und stellte die Hacke ab, die er auf der Schulter getragen hatte. Regina nickte, da bewegte er schwerfällig das Haupt und murmelte: „Die Kinder wollen aus dem Haus und doch hält's nur aufrecht, wenn wir alle schaffen und werken. Wir schaffen ja nur für Zins und Hypothek.“

Sie wollte ihm begütigend zusprechen, aber er schüttelte abwehrend die Hand gegen sie und ging in den Garten hinaus. Regina stieg langsam die Treppe hinauf. Im ersten Stock erkönte die Stimme der Holländerin, die Besuch bei sich hatte. In dem Giebelzimmerchen ließ sich das junge Mädchen nieder. Also endlich war der bängliche Zustand vorüber. Sie wußte jetzt kaum noch, wie sie die Monate verbracht hatte. Es lag alles hinter ihr wie ein Traum, auf dessen Inhalt sie sich nicht mehr bestimmen konnte, von dem sie nur noch wußte, daß er schwer und drückend auf ihr gelegen hatte.

Zu dem geöffneten Fenster drang ein scharfer, atemraubender Geruch herein, und als Regina sich hinauslehnte, bemerkte sie, daß er aus der Küche des zweiten Stockes kam, in der sich Maximow ein kleines Laboratorium eingerichtet hatte. Ihr Blick schweifte über den Garten und die Matte an der Giebelseite des Hauses, wo die Merkstangen zu einem Neubau aufgerichtet waren. Die letzte Stange wurde soeben in den Boden gerammt und als sie stand, stampften die Arbeiter die Grasnarbe fest. Da rief Agnes, die an den Zaun getreten war, der hier die Grenze bildete, dem Baumeister zu und Regina sah, wie er nickte und gleich darauf auf das Haus zu kam. Dabei maß er mit bedächtigem Blick das Gebäude und das Mädchen trat hastig vom Fenster zurück. Sie konnte ihn nicht leiden, trotz seines sichern Auftretens, und obgleich er bereits die Vorrechte des Schwagers in Anspruch nahm, sah sie in ihm immer noch einen Fremden. Eine Weile saß sie noch in dem engen Raum, da klapperten flüchtige Tritte die Treppe herauf und Agnes erschien atemlos auf der Schwelle:

„Ah, da bist du! So komm' doch, Ernst ist da, der Hochzeitstag wird festgesetzt, es ist alles in Ordnung. Du wirst doch meine Kranzjungfer.“

Und sie zog die Widerstrebende die Treppe hinab in die Stube, wo der Baumeister mit den Eltern bei einem Glase Wein saß und eifrig auf den Vater einsprach.

Es handelte sich um die Mitgift und Regine zog sich scheu, beinahe beschämmt, in die Fensterecke zurück, als sie sah, wie nüchtern der Bräutigam die Angelegenheit behandelte. Und doch schien er ihr wieder sehr entgegenkommend zu sein. Egli aber zögerte, und als die Mutter meinte, es sei doch nicht mehr als billig, daß er dem Schwiegersohne, wie dieser wünschte, erlaube, den Neubau so dicht an die Grenze zu stellen, und die Bürgschaft, die er für den geachteten Mann leisten solle, statt einer baren Mitgift, über die sie nun einmal nicht verfügen könnten, die werde ihn doch auch nicht schwer drücken. Und dann fuhr sie fort: „Sieh, es geht ja wieder aufwärts mit dem Geschäft, nun da der Frühling kommt. Das Auf und Ab ist einmal nicht zu vermeiden; darin hat Ernst ganz recht. Wir bringen alles wieder ein. Du siehst's ja, deine Bürgschaft ist etwas wert.“

Als Egli immer noch zögerte, rückte ihm Agnes das Schreibzeug zurecht und der Baumeister schob ihm einen Wechsel zu, indem er sagte: „Da steht mein Name, hier auf der Rückseite setzt Ihr den Guern, so ist alles in Ordnung. Und dann gehen wir noch mitsammen auf die Bank, Ihr unterzeichnet den Bürgschein und morgen versüg' ich über das Geld. Und wenn die Mutter ein hundert oder ein paar hundert Franken braucht, so reicht es ja auch dazu. Es kommt ja aus Guerm Vermögen.“

Da schrieb er seinen Namen, ließ dann die Feder hart auf den Tisch fallen und griff zum Glas. Als er sich schweigend noch einmal einschenkte, legte die Mutter die Hand auf seinen Arm:

„Hör' auf, Vater, du weißt nicht, wie du dich an den Wein gewöhnt hast. Es wird zuviel.“

Da fuhr er heftig auf, wuchtete die Faust auf den Tisch und sprach dumpf, mit erstickter Stimme:

„Beim Eid, was bleibt mir denn sonst zu thun! Ich hab' ja nichts zu schaffen den ganzen langen Tag. Oder soll ich euch das Gehirr aufwaschen!“

Und finster stieß er den Stuhl zurück und verließ das Zimmer. Es fraß schon lange in ihm, aber heute erst, da sie ihn gegen seinen Willen zu der Unterschrift gezwungen hatte, fand er den Mut, es auszusprechen. Er hätte seinen Namen verweigern können, aber dann, dann hätte ihm eines Tages seine Tochter oder die Mutter vorwerfen können, daß er nur zuschau, nur mitesse, während sie arbeiteten. Und davor fürchtete er sich, das bog ihm die Finger um den Federstiel. Er



Am Limmatquai in Zürich.

Arbeit! Im Morgengrauen hatte er in den Garten hinuntergespäht; wenn sie schon schliefen, war er durch den Schnee gestapft, um die neugefallenen Schneelasten von den Strohbünden zu schütteln, die er um die Rosenstümchen gelegt hatte. Er kannte jeden Baum, jeden Strauch. Er hatte schon lange jeden Fußbreit Erde zur Bepflanzung bezeichnet, er trug den Kresse- und Lattichsamen schon in den Rocktaschen umher und als zum erstenmale von dem schönen, breitästigen Birnbaum die Amsel pfiff, war er vor Sonnenaufgang aus dem Bett getaucht und hatte die Läden aufgestoßen und troß der frostigen Luft in das Dämmerlicht geschaut, hatte den Vogel entdeckt, der auf einem Ast stand und jetzt ein Echo herausgefördert hatte, das weither vom Schornstein des Pfundhauses herüberklang. Auch jetzt lief ein Goldschnabel vor ihm über den Weg und huschte in das Dunkel unter den Läunchen.

Mit wuchtigem Schlag trieb Egli die Hacke in den schweren, braunen Boden und als die Eisenzinken in dem feuchten Erdreich verschwanden, als sich die erste Scholle aus der Tiefe hob und die blasse Frühlingssonne dem lockern Grund einen fettigen Glanz entlockte, da hätte er auffschreien mögen, so mächtig packte ihn die Erinnerung, so tief griff ihm die Berührung mit der Mutter Erde ins Herz. Er grub und grub. Leichte Schweißtropfen, die ersten, die er in der Stadt vergoss, traten auf seine kahle Stirn, und als Regina kam, um ihn in die Stube zu bitten, richtete er sich auf, schlüttelte die Erdkrümen von den Schuhen und sagte: „Hab' ich nicht weidlich geschafft, Kind?“

Regina schoßen die Thränen in die Augen, aber sie verbarg sie und verwunderte sich über seinen Fleiß, wie er es gewünscht hatte. Dann gingen sie ins Haus und Egli begleitete den Baumeister bereitwillig in die Stadt auf die Nationalbank. Auf dem Rückweg hielten sie Einkauf und er trank in seiner innern Freude zuviel von dem starken Wein. Als er nach Hause kam, war

es Nacht. Die Gedanken gaukelten unstat in seinem Kopf, aber er hielt sich gerade und tastete in den Garten hinaus, der in schwarzer Finsternis lag, fuhr mit den Händen über den Boden, bis er das umgegrabene Stück erreichte, und griff mit den Fingern tief in die lockere, feuchte Erde. Er hatte in der Nacht einen unruhigen Schlaf und früh morgens schon war er wieder im Garten.

Im Hause war ein fieberhaftes Treiben, Agnes betrieb die letzten Vorbereitungen zur Hochzeit in fliegender Hast. In wenigen Tagen sollte die Feier stattfinden. Am Nachmittag kam Bernhard und fragte, ob Frau van ten Kerken zu sprechen sei. Regina gab ihm Bescheid. Die Dame sei nach Luzern verreist und werde erst in drei Tagen zurückwartet. Er schwankte einen Augenblick, ob er der Geliebten vertrauen sollte, was ihn zu jener führte, besann sich aber und ließ ihr ihre Unbefangenheit. Doch als er dann nach dem Vater fragte, war es Regine, die ihn zurückhielt. Die Hochzeit möge er vorübergehen lassen und dann erst mit den Eltern sprechen. Er willigte ein und entfernte sich. Da er den Vater im Garten erblickt hatte, lenkte er die Schritte um die Ecke am Gitter entlang. Und er hatte sich nicht getäuscht, soeben trat Regine aus dem Haus.

Egli hatte das Beet geebnet und grub bereits an einem zweiten. Plötzlich hielt er inne und blickte erstaunt auf zwei Männer, die mit Frau Huber aus dem angebauten Borderhaus traten und mit Messstäben bewaffnet, im Garten ab- und zugingen. Auch Regina fragte sich verwundert, was das zu bedeuten habe.

Da ging Frau Huber mit freundlichem, verlegenen Lächeln auf den Gärtner zu. Aber Egli achtete nicht auf sie, sondern schrie plötzlich zu dem einen Manne hinüber: „Könnt Ihr nicht auf dem Weg bleiben! Ihr habt mir das Birnbäumli zu Schanden gebrochen!“

Und zugleich trat er, die klebenden Schollen mit einer heftigen Bewegung des Fußes von dem schweren Schuh schleudernd, aus dem Beet auf die Grasnarbe, die Hacke unwillkürlich fest in der Faust, als gelte es den Garten mit dem Eisen zu schützen. Der andere aber lachte laut auf und rief: „Greifert Euch nicht, es muß einen Weg alles heraus mit Stumpf und Stiel.“

Und wie zur Bekräftigung fuhr er mit der bunt gefärbten Latte in die Krone eines Quittenbäumchens, daß die Zweige, in denen der erste Saft zu pochen begonnen hatte, wie Glas splitterten und brachen. Da packte den stillen, friedfertigen Bauer eine ingrimmige Wut. Er riß die schwere Hacke, mit der er einst das steinige Erdreich auf dem Berg Rücken bearbeitet hatte, wild in die Höhe und sprang auf den Freveler zu. Kein Wort kam aus seinem Mund, aber die eisernen Zinken blitzten weiß durch die Luft und nur die vorgehaltene

Stange schützte jenen vor dem zermalmenden Streich. Aber er fiel, von der Wucht des Schläges getroffen, in die Knie, und vor ihm, nur um Haarsbreite vor seiner Stirn niedersausend, grub sich die Hacke in die Grasnarbe.

Regine hatte einen Schrei ausgestoßen und flog auf den Vater zu. Frau Huber jammerte laut auf, und Bernhard, der den Vorfall von der Strafe aus gesehen hatte, stürzte ins Haus zurück.

Frau Huber hatte sich ermannet und in die wilden Zornausbrüche der beiden Geometer rief sie heftig:

„Sie sind nicht bei Sinnen, Herr Egli! So ein Unglück hätten Sie anrichten können! Und der Garten ist ja verkauft!“

„Verkauft, der Garten verkauft,“ stammelte der Mann.

„Ja, verkauft, und gebaut wird hier ein Doppelhaus, so, nun wissen Sie es,“ schrie der Angefallene, der sich mühsam erhoben hatte.

Ein Augenblick stand Egli wie gelähmt. Tiefdunkle Röte lief ihm über das Gesicht, unter den Augen hin und über die Stirn und bis auf den kahlen Scheitel. Auf einmal warf er die Arme auf, ein gurgelndes Lachen, und er brach zusammen. Ein Hafsten, ein Laufen, Bernhard half ihn ins Haus tragen. Die Magd rannte zum Arzt und die Mutter saß wie gebrochen am Bett und riet bald dies, bald jenes Hausmittel, während der Kranke stöhnen unter den kalten Kompressen lag, die ihm auf den Kopf gelegt wurden. Als der Arzt kam, war er wieder ruhiger geworden, er konnte die Arme wieder rühren, nur die Augenlider gehorchten noch nicht und die Zunge that nur mangelhaft den Dienst.

„Ein leichter, glücklicherweise, ganz leichter Schlaganfall,“ sagte der Arzt. „Es wird wohl ohne Folgen bleiben. Aber Vorsicht, keine Aufregung, keine geistigen Getränke.“

Erst spät am Abend verließ Bernhard das Haus. Regine gab ihm das Geleit, aber sie wechselten nur einen Kuß und sprachen kein Wort. Im Flur lehnte die Hacke; als Regine sie streifte, fiel sie um und der Stiel schlug hart auf die Fliesen.

Bekanntes Kapitel.

Das Geistchen schlürfte hustend durch die Küche und Major Hoyer, der im hellen Frühjahrsüberrock aus der warmen Aprilsonne zurückkam, blieb schelend auf der Küchenschwelle stehen. „Na, Jungfer Usteri, mit dem Stubenhocken kriegen Sie den Katarrh ihr Lebtag nicht los. Ja, ja, die Rheumatismen, ich weiß schon! Die kenn' ich übrigens auch. Aber die Sonne befreit Sie von einem und dem andern. Gehen Sie an die

frische Luft. Das Häuschen fällt nicht ein, wenn Sie mal ein Stündchen abwesend sind.“

„Ich bin so schon nicht mehr lange darin, Herr Major,“ antwortete sie mit einem leisen, dünnen Stimmen.

„Nun bleiben Sie mir aber mit solchen Gedanken, hübsch in der Ecke, Fräuleinchen. Sind ja noch fix auf den Beinen.“

„Nein, so meint' ich es nicht, Herr Major, und das wär' auch nur ein Glück: Nein, ich meine, da ich doch expropriert werde von der Stadt!“

„Nichtig, die Stadt braucht Platz! Nun, eine Zierde ist dies alte Gehäuse freilich nicht, aber mir thut es leid — und Ihnen auch.“

Jungfer Usteri nickte trübselig: „Ich wär' gern hier geblieben, bis sie mich abgeholt hätten. Hier hätte mich keine himmlische Botschaft vergebens gesucht. Aber die Stadt kann nicht warten. Und da geh' ich in Gottes Namen zu Freunden in ein Stübchen.“

Sie hustete krampfhaft, und der Major, der ihre letzten Worte nicht mehr gehört hatte, sondern starr vor sich hin blickte, schrak auf, murmelte ein paar unverständliche Silben und ging in die Stube. Er sah gealtert aus und fuhr sich vor dem Spiegel ärgerlich über das Haar. Hertha trat aus dem Nebenzimmer und als er sie gewahr wurde, sagte er hastig: „Ja ja, du bist zu Hause, Kind. Ferien, was?“ „Ja, Papa, Ferien,“ antwortete sie und wandte ihm unauffällig den Rücken, damit er die Röte der Verlegenheit nicht bemerkte, die ihr ins Gesicht stieg. Er wußte ja noch nicht, daß sie ihr Abgangzeugnis gefordert und erhalten hatte. Und auch heute fand sie den Mut nicht, es ihm zu sagen. Er ging so aufgereggt, bald dumpf vor sich brütend, dann wieder eine gezwungene Heiterkeit zur Schau tragend, aus und ein, daß sie sich scheute, ihm die Stimmung vollends zu verderben.

Der Major schritt eine zeitlang schwiegend auf und nieder. Endlich blieb er mitten in der Stube stehen, die Hände auf dem Rücken verschränkt und fragte: „Nun, was sagst du eigentlich zu Bernhards Caprice, Herrchen!“

„Ich, Papa? — Ich finde Regine sehr lieb.“



Der ehemalige Kreuzgang im Fraumünster in Zürich.



Am Sonnenquai in Zürich.

„Das ist alles schön und gut, mein Kind. Hört sich vor allem recht hübsch an. Aber das klappt im Leben selten. Ungleicher Holz und ungleiches Blut! Uebrigens — der Auftritt am Geburtstag des alten Kaisers, der steckt mir noch in den Knochen.“

Er nahm seinen Spaziergang wieder auf. Hertha schwieg. Sie wollte ihm nicht sagen, daß er am 22. März derjenige gewesen war, der die Erklärung des andern mit heftigen Worten erwiderth hatte, und daß Bernd damals mit zuckenden Lippen erklärt hatte, er erkenne seinen Vater nicht wieder in dem jähzornigen Mann, der hältlose Behauptungen aufstelle und ihn wie einen Knaben anlässe, das dürfte sie ihm nicht sagen. Er war verändert, sie wußte es wohl; und besonders in den letzten vierzehn Tagen, seit er so viel zu Hause war, verfärbte er sich bei jeder Kleinigkeit und brauste auf, um gleich darauf in finsternes Brüten zurückzufinden. Sie hatte Bernd gefragt, ob er wisse, was dem Vater fehle, aber der hatte sie abgewiesen.

„Ist kein Brief gekommen?“ fragte der Major.

Hertha verneinte. Fritz hatte seit dem Januar nicht mehr geschrieben. Durch die Zeitung hatten sie erfahren, daß er eine Station im Innern des Schutzgebietes erhalten hatte. Nach einer Weile machte Hoyer eine schroffe Bewegung, wandte sich entschlossen zu Hertha und sagte in kurzem, knarrendem Ton: „A propos, Herrchen, ich habe da eine kleine Verabredung zu einem Frühlingsbummel an den Bierwaldstättersee. Werde heute abend reisen. Rückkehr in zwei, drei Tagen. Muß mich doch 'mal auslüften und das bisschen Schweiz genießen. Es kostet ja die Welt nicht.“

Er drehte sich auf dem Absatz um und verließ das

„Ja, sehr lieb, und er hat sie lieb und sie ihn! Alle Weiter, die Konjugation kann ich auswendig! Aber heiraten, Hertha, heiraten, bedenk!, das ist doch ein anderes Ding! Du verstehst mich schon.“

„Ja, Pa: Aber steh' mal, er muß jemand heiraten, den er lieb hat. Und das Mädchen ist es doch wert. Er zieht sie ja zu sich herüber, und sie wird diesem Zug gern folgen.“

Zimmer. Hertha sah ihm kopfschüttelnd nach. Aber so seltsam sie diese plötzliche Laune auch dünkte, sie widersprach nicht. Im Grunde war sie sogar froh, einige Tage allein zu sein. Sie wartete ja ängstlich von Stunde zu Stunde auf die Unterredung mit Maksimow, der sie bislang durch Ausweichen zu entgehen gewußt hatte, die sie aber dennoch ersehnte, denn einmal mußte sie den Kelch leeren und gerade jetzt, da sie den Bruder in Bedrängnis wußte seiner Neigung zu Neginen wegen, schöpfte sie Mut und glaubte sich stark genug jenem zu begegnen. Es war ihr selbst merkwürdig, daß sie sich nicht durch Bernds Beispiel zum Widerstand getrieben fühlte, sondern zum Verzicht. Und doch zog sie eine stille Sympathie zu dem Russen, ein Gefühl, das der Liebe verwandt, vielleicht die Liebe selbst war.

Der Major hatte keine Augen für Herthas scheues Wesen und sanfte Blässe. Als er aus dem Schlafzimmer trat, reisefertig den Hut in der Hand, da blitzte er sie gutgelaunt, wie im Reisefieber an: „Also, auf Wiedersehen, Herrchen, schreib' dir 'ne Ansichtspostkarte aus Luzern.“

Er küßte ihr ritterlich die Hand, wurde darüber verlegen und küßte sie hastig auf die Stirn, die sie ihm zärtlich bot. An der Thüre blieb er noch einmal stehen und fragte: „Hast du auch noch Moneten, Mütchen?“ und als sie nickte, fügte er hinzu: „Sag Bernd Adieu. Er wird mich ja kaum vermissen.“

Da, sie wußte selbst nicht, wie sie zu der Frage kam, stieß sie hastig hervor: „Und du Pa, vermisst du uns denn?“

„Ich!“ Er fuhr herum. „Wie kommst du darauf?“

Sie sprach nicht, aber der vorwurfsvolle Blick ihrer Augen verwirrte ihn und er murmelte mit unsicherer Stimme: „Komische Frage!“ und schloß hinter sich die Thüre. Er atmete auf als er auf dem Flur war, und verließ das Haus. Hertha war an das Fenster getreten und sah ihm nach. Im grauen Anzug schritt er stattlich, nur ein wenig steif, die Straße hinab. Den Überzieher hatte er über den Arm gehängt, aber sonst nicht das geringste Gepäck. Sie eilte ins Schlafzimmer: Zahnbürste, ein Kragen, Kamm und Bürste fehlten. Wie ein Student war er ausgezogen.

Draußen wurden die Thüren geöffnet und geschlossen. Bernd trat ein. Er sah erregt aus und fragte nach dem Vater. „Gi, bist du ihm nicht begegnet?“

„Begegnet? Nein, ich habe ihn wenigstens nicht bemerkt.“

„Er ist soeben abgereist!“

„Abgereist!“ Bernd prallte zurück, wurde kreideweiß im Gesicht und lächelte dann mühsam: „Mach keinen schlechten Scherz, Herrchen.“ (Fortsetzung folgt).